

Derek Jarman
Wittgenstein



BOOKLET

Wittgenstein lehrt

von Prof. Dr. Stefan Majetschak

Am Anfang von Derek Jarman's Film stand vielleicht eine Frage. Die Frage: Kann man ein Leben, noch dazu das Leben eines Philosophen wie Ludwig Wittgenstein, über das schon zu seinen Lebzeiten zahlreiche Legenden kursierten, überhaupt authentisch zur Darstellung bringen? Und noch dazu mit filmischen Mitteln? Wie könnte dies gelingen, ohne dass dieses Leben so profan erscheint wie jedes, das wir nicht im Lichte seiner Wirkung und Vollendung, sondern in Momentaufnahmen oft trister und banaler gelebter Wirklichkeit sehen? Es gelingt wohl nur mit Mitteln der Kunst: paradoxerweise gerade nur mittels einer theatralischen Inszenierung gelebten Lebens, vor dem die Kunst den Vorhang aufzieht. Diese Antwort könnte er bei Wittgenstein selbst gefunden haben. »Denken wir uns ein Theater«, notierte Wittgenstein im Jahre 1930, denken wir uns ein Theater, »der Vorhang ginge auf und wir sähen einen Menschen allein in seinem Zimmer auf und ab gehen, sich eine Zigarette anzünden, sich niedersetzen, u.s.f., so, daß wir plötzlich von außen einen Menschen sähen, wie man« ihn »sonst nie sehen kann; wenn wir quasi ein Kapitel einer Biographie mit eigenen Augen sähen, – das müsste unheimlich und wunderbar zugleich sein. Wunderbarer als irgend etwas, was ein Dichter auf der Bühne spielen oder spre-

chen lassen könnte, wir würden das Leben selbst sehen« (*Vermischte Bemerkungen 456*). Jarman's Film inszeniert Wittgenstein's eigenes Leben auf einer Theaterbühne, zieht vor ihr den Vorhang auf und lässt ihn nicht irgendetwas spielen oder sprechen, sondern zumeist in Worten, die er tatsächlich in Briefen, Tagebüchern oder philosophischen Texten niedergeschrieben hat, Stationen seiner Biographie durchleben, die durch Quellen verbürgt sind. Tatsächlich ist es manchmal unheimlich und wunderbar, in diesem gelegentlich absurden und komischen Theater dann plötzlich nicht mehr den Schauspieler Karl Johnson, sondern Ludwig Wittgenstein selbst agieren zu sehen. Denn der Kunst des Theaters gelingt, was Wittgenstein sich von aller Kunst versprach, den Gegenstand der Darstellung in eine Perspektive zu rücken, in der man ihn gewöhnlich nicht zu sehen vermag. »Das Kunstwerk zwingt uns« dabei, wie Wittgenstein meinte, »– sozusagen – zu der richtigen Perspektive«, in Jarman's Falle wohl gerade durch die extreme Künstlichkeit der Inszenierung, »ohne die Kunst aber ist der Gegenstand ein Stück Natur, wie jedes andere« (*ebd.*), Wittgenstein's Leben so profan, wie unseres auch.

Seit Jarman's Film in den Kinos erschien, hat man über die Frage gestritten, ob überhaupt – und falls ja, in welchem Maße – er ein angemessenes Bild von Wittgenstein's Denkgestalt zeigt, ob es ihm wirk-

lich gelingt, die Figur Ludwig Wittgenstein gleichsam in eine Perspektive sub specie aeternitatis einzurücken, die den Zuschauer erkennen lässt, was von ihrem Denken bleibt. Dass Wittgenstein, der Liebhaber von Krimis, Western und Musicals, Jarman's Film gemocht und sich von ihm angemessen charakterisiert gesehen hätte, ist zudem überaus unwahrscheinlich. Und doch ist gerade von diesem Film nicht zu bestreiten, dass die »Arbeit des Künstlers« sich in ihm bemüht, Wittgenstein's »Welt sub specie aeterni einzufangen« (*ebd.*), für den Zuschauer deutlich werden zu lassen, worum es ihm im Leben und im Philosophieren aufs Ganze gesehen immer ging: eine Sicht auf die Welt und die Philosophie zu finden, die die bedrängenden Probleme des Lebens ebenso wie die das Nachdenken beunruhigenden Probleme der Philosophie zum Verschwinden bringt.

Davon, was als eine richtige, weil vom Problemdruck befreiende Sicht auf die Welt und die Philosophie zu gelten habe, hat sich Wittgenstein zu unterschiedlichen Zeiten sehr verschiedene Vorstellungen gemacht. Doch stets dürfte er überzeugt gewesen sein, dass die »Arbeit an der Philosophie« nicht als Arbeit an einem gedanklichen System oder einer mitteilbaren Lehre, sondern vor allem als eine »Arbeit an Einem selbst« zu betrachten sei: »An der eigenen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt.)« (*Big Ty-*

pescript = BT 407 / 275), wie er zu Beginn der dreißiger Jahre schreibt. So verstandene philosophische Arbeit auch bei anderen auf den Weg zu bringen, macht das Problem seiner Cambridge Lehre, die im Film darunter leidet, dass seine Hörer – wie Bertrand (»Bertie«) Russell in jener eitlen und überzuckerten Selbstgewissheit, die Jarman zeigt – sie nicht zu leisten bereit oder – wie einige seiner Studenten – nicht zu leisten fähig sind. Was aus der Lehre hier resultiert, bleibt Unverständnis. Die Lehre scheitert; – zur Verzweigung Wittgenstein's.

Dass Philosophie vor allem eine von jedem selbst zu vollziehende Arbeit an der eigenen Auffassung sein müsse, diese Überzeugung hängt für Wittgenstein mit seiner grundlegenden Einsicht zusammen, dass es in der Philosophie, insbesondere in der philosophischen Lehre, gar nicht um die Vermittlung definitiver philosophischer ‚Wahrheiten‘ gehen kann, weil solche vermeintlichen ‚Wahrheiten‘ nur Missdeutungen der Logik unserer Sprache darstellen, also auf »die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache« (*Philosophische Untersuchungen = PU 109*) zurückgehen. Denn sie entspringen aus »falschen Analogien« (*BT 409 / 276*), die die Sprache, jenes »ungeheure Netz gut erhaltener /gangbarer/ Irrwege« (*BT 423 / 285*), dem Denken immer wieder zu sehen nahe legt. Die »Philosophie« sieht er als einen »Kampf« dagegen (*PU 109*), einen Kampf, der

nur zu gewinnen ist, wenn ein jeder die Befreiung von solchen Missdeutungen in der Arbeit an der eigenen Auffassung selbst vollzieht.

In den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhundert, in der Zeit also, die Jarmans Film hauptsächlich behandelt, war Wittgenstein überzeugt, dass solche Missdeutungen darauf zurückzuführen seien, dass es der »Grammatik« unserer Sprache »an Übersichtlichkeit« (BT 417/282) fehlt, was das Denken dazu verleite, an sich unvergleichbare Phänomene der Welt nur auf Grund der oberflächlichen Ähnlichkeit unserer Redeweisen auch fälschlicherweise als analog zu interpretieren. »Die primitiven Formen unserer Sprache: Substantiv, Eigenschaftswort und Tätigkeitswort zeigen« dabei »das einfache Bild, auf dessen Form sie alles zu bringen sucht.« (BT 434/291) An der Oberfläche betrachtet, spricht unsere Sprache ja über alle Phänomene in dieser Form. Und schaut man nicht näher hin, kann man dann glauben, dass jedes Tätigkeitswort – diesem Bild bzw. dieser Form gemäß – auch eine Art von Tätigkeit bezeichne, zwar nicht immer eine Tätigkeit in der äußeren Welt, wie die Wörter ‚springen‘ und ‚laufen‘, aber doch – wie Wörter wie ‚denken‘ oder ‚wissen‘ – auf ihnen analoge Weise eine Tätigkeit in der menschlichen Innenwelt. Und wenn man so denkt, wird man auch philosophisch versucht sein, das, was ‚Denken‘ sei, als einen Modus des inneren Handelns auszudeuten; ei-

nen Modus zumal, der – wie uns sinnvoll klingende Redewendungen wie ‚Ich weiß, dass ich Schmerzen habe‘ oder gar ‚Nur ich kann von meinen Schmerzen wissen‘ zu beständigen scheinen – zudem von einer besonderen Vertrautheit des Denkens mit sich selbst zu künden scheint. Denn andere, möchte man philosophisch sagen, können von meinen Schmerzen nicht wissen. Nur ich selbst weiß, dass ich sie habe.

Solche Deutungen kommen uns gleichsam ‚natürlich‘ vor, ebenso wie einem der Studenten Wittgensteins in Jarmans Film, der mehrfach auf der scheinbar unbestreitbaren Evidenz des Satzes ‚Ich weiß, dass ich Schmerzen habe‘ beharrt. Wer den Satz so ausdeutet, sitzt nach Wittgenstein freilich einer falschen Analogie auf, weil ihm die Übersicht über die völlig unterschiedliche Verwendungsweise von Wörtern wie ‚springen‘ und ‚wissen‘ in unserer Sprache fehlt, in der wir mit einem Wort wie ‚wissen‘ gewöhnlich gar nicht etwas von der Art eines inneren Vorgangs oder einer innerlichen Tätigkeit meinen, wenn wir sagen, ‚Ich weiß, wieviel 3 x 3 ist‘ oder ‚Ich weiß, wo Japan liegt‘. Der Gebrauch des Ausdrucks ‚wissen‘ folgt hier einer ganz anderen Logik – oder wie Wittgenstein sagt: einer anderen Grammatik –, die, näher besehen, gar nicht die des inneren Handelns ist. Diese logische Grammatik näher ins Auge gefasst, zeigt sich zudem, dass ein Satz wie ‚Ich weiß, dass

ich Schmerzen‘ habe, keineswegs eine besondere Vertrautheit des Sprechenden mit sich selbst zum Ausdruck bringt, sondern letztlich nichts weiter als eine gehaltsleere, wie Wittgenstein im Film sagt: ‚sinnlose‘ Verwendung des Wortes ‚wissen‘ ist. Denn was soll sie denn jemandem mitteilen angesichts der Tatsache, dass die gegenteilige Behauptung in Sätzen wie ‚Ich weiß nicht, dass ich Schmerzen habe‘ oder sogar ‚Ich habe Schmerzen, aber ich weiß es nicht‘ unverstänglich, ja offenkundig Unsinn ist? Wo man nicht sagen kann, was es bedeuten könnte, um seine Schmerzen nicht zu wissen oder an ihnen zu zweifeln, kann auch die Beteuerung, um sie zweifelsfrei zu wissen, keinen klaren Sinn haben. Wer sagt, ‚Ich weiß, dass ich Schmerzen habe‘, sagt deshalb auf eine etwas seltsame Art ‚Ich habe Schmerzen‘; mehr nicht.

Doch das sehen wir normalerweise nicht so leicht und versuchen deshalb immer wieder, die ganz verschiedenartigen Wortverwendungsweisen, die in unseren Lebensformen üblich sind – der spätere Wittgenstein nennt sie ‚Sprachspiele‘ –, nach gleichem, oberflächlich plausibel erscheinendem Muster auszudeuten. Wie Wittgenstein einmal schrieb, stellt die Neigung des Denkens zu solchen falschen Analogien insbesondere unter Philosophen eine verbreitete Krankheit, ja eigentlichen »morbus philosophicus« (Manuskript 110, 209) dar. Ihr ist es

zu verdanken, »dass die gleichen Probleme, die schon die Griechen beschäftigten, uns noch beschäftigen«, »weil unsere Sprache sich gleich geblieben ist und uns immer wieder zu denselben Fragen verführt. Solange es ein Verbum ‚sein‘ geben wird, das zu funktionieren scheint wie ‚essen‘ und ‚trinken‘ oder »solange es Adjektive« wie »‚identisch‘, ‚wahr‘, ‚falsch‘, ‚möglich‘ geben wird« (BT 424/286), die als Eigenschaften missdeutet werden können, solange, dachte Wittgenstein, werden solche falschen Analogisierungen auch gar nicht in Gänze zu vermeiden sein. Denn sie bedeuten selbst für den, der sie im Prinzip durchschaut, immer noch »einen ständigen Kampf und Beunruhigung (quasi einen ständigen Reiz)« (BT 409/276). »Es ist, wie wenn ein Ding aus der Entfernung ein Mensch zu sein scheint, weil wir dann Gewisses nicht wahrnehmen, und in der Nähe sehen wir, daß es ein Baumstumpf ist. Kaum entfernen wir uns ein wenig und verlieren die Erklärungen aus dem Auge, so erscheint uns eine Gestalt; sehen wir darauf-hin näher zu, so sehen wir eine andere; nun entfernen wir uns wieder, etc. etc.« (ebd.) Und so kehrt die beunruhigende Versuchung zu einer irreführenden Sicht der Dinge, auch bei Wittgenstein selbst, wieder und wieder zurück.

Das ist nach Wittgenstein so, weil sich für das Denken immer wieder eine Schere eröffnet »zwischen dem Verstehen des Gegenstandes«, das

einer in einer bestimmten, differenzierten Sichtweise auf das Funkzionieren unserer Sprache möglich wäre, »und dem, was die meisten Menschen sehen wollen« (BT 406 f. / 275). Was die meisten Menschen sehen wollen, ist ein Bild der Dinge in Analogie zu vertrauten Deutungsmustern, die ihre Sprache tradiert. Der Wille dazu ist nach Wittgenstein tief im Denken der Menschen verankert, denn er hängt »mit den ältesten Denkgewohnheiten, d.h. mit den ältesten Bildern, die in unsere Sprache geprägt sind« (BT 423 / 285), zusammen, und darum sei es schwierig, sie zu einer veränderten Sicht der Dinge zu bringen, die die dabei stattfindenden falschen Analogisierungen auch als irreführend durchschaut. Die gesamte »Schwierigkeit der Philosophie« (BT 406 / 275) besteht für Wittgenstein genau darin. Diese, so schreibt er einmal, sei ja »nicht die intellektuelle Schwierigkeit der Wissenschaften«, die auf die Komplexität des jeweiligen wissenschaftlichen Problems zurückgeht, sondern vielmehr gerade »die Schwierigkeit einer Umstellung« (ebd.) unserer Sichtweise. »Nicht eine Schwierigkeit des Verstandes, sondern des Willens« gilt es deshalb in der Philosophie »zu überwinden« (BT 407 / 275).

Doch die Widerstände des Willens, die einer Umstellung der Sichtweise entgegenstehen, sind schwer zu brechen. Lange muss Wittgenstein die Arbeit daran tatsächlich als ein geradezu qualvolles Unterfan-

gen erschienen sein, denn Anfang der dreißiger Jahre spricht von der Überwindung der Schwierigkeit der Philosophie mit Begriffen von ‚Qual‘ und ‚Erlösung‘. Die Beunruhigung des Denkens durch ein undurchschautes philosophisches Problem schien ihm in gewissem Maße mit der »Qual« eines sisyphosartigen »Asketen« vergleichbar, der, sein Problem wie »eine schwere Kugel unter Stöhnen stemmend, da stand und den ein Mann erlöste, indem er ihm sagte: ‚laß‘ sie fallen‘.« (BT 416 / 281). Freilich reicht dem – und darin hinkt der Vergleich –, der sich wirklich mit einem philosophischen Problem quält, die Bemerkung ‚Laß‘ es fallen‘ gewöhnlich wohl nicht aus. Vielmehr muss der »Philosoph« bei seiner Befreiungsarbeit danach trachten, worum Wittgenstein selber stets rang: danach, »das erlösende Wort zu finden, das ist das Wort, das uns endlich erlaubt, das zu fassen, was bis jetzt immer, ungreifbar, unser Bewusstsein belastet hat.« (BT 409 / 276)

Dieses ‚erlösende Wort‘ zu finden ist so schwer, weil denjenigen, der in der Sichtweise der traditionellen Philosophie verhaftet bleibt und das, was ein Satz wie ‚Ich weiß, dass ich Schmerzen habe‘ sagt, als Bezugnahme auf einen inneren Vorgang des ‚Wissens‘ zu deuten geneigt ist, ja keine Darstellung der Sprachspiele einer natürlichen Sprache notwendigerweise davon überzeugen muss, dass sein Verständnis und seine Verwendung des Wortes

irreführend sei. Und insofern gibt es für Wittgensteins kritische Versuche im Spätwerk, traditionelle philosophische Theorien als »Luftgebäude« (PU 118) aus falschen Analogien zu erweisen, auch keinerlei verbindliche Kriterien, denen zufolge sie von Sprechern einer natürlichen Sprache notwendigerweise zu akzeptieren wären. Deshalb kann er denjenigen, der sich im Netz der Sprache verfangen hat und sich z.B. mit dem Problem quält, was für eine seltsame Art von Vorgang das ‚Wissen‘ sei, letztenendes nur dann »eines Fehlers überführen,« wenn er den Hinweis auf eine möglicherweise falsche sprachliche Analogie auch als überzeugend »anerkennt« (BT 410 / 277). Da dies keineswegs jede beliebige Analyse von alltäglichen Wortverwendungen leistet, ist Wittgenstein die »Wahl« seiner »Worte [...] so wichtig«, denn »es gilt, die Physiognomie« dessen, was der durch philosophische Probleme Beunruhigte denkt, »genau zu treffen« (BT 410 / 276), d.h. »die Physiognomie jedes Irrtums nachzuzeichnen«, und zwar so, daß er vielleicht »sagt ‚ja, genau so habe ich es gemeint‘.« (BT 410 / 277) Nur wenn er *von sich aus* »anerkennt«, daß die »Analogie«, auf die ihn Wittgenstein hinweist, wirklich die »Quelle seines Gedankens« war, wird er zum Zugeständnis ihrer Falschheit eventuell bereit sein, was überzeugende philosophische Analysen, wie Wittgenstein sieht, beträchtlich in die Nähe der »Psychoanalyse« (ebd.) rückt, deren

Therapieerfolge ja ebenso auf der Deutungsakzeptanz des Patienten beruhen wie die »Therapien« (PU 133), die er selbst für philosophische Beunruhigungen vorschlägt. Hier wie dort muss jeder die von den jeweiligen Beunruhigungen ‚erlösende‘ Einsicht selbst vollziehen. Hier wie dort wird die wesentliche Arbeit an den Problemen für jeden eine Arbeit an sich selbst, an der eigenen Auffassung sein müssen.

Im Film gelingt es Wittgenstein nicht, seinen Hörern diese Sicht von Philosophie sowie die mit ihr verbundenen Einsichten in philosophische Sprachverwirrungen näher zu bringen. Und obwohl Wittgenstein längst zu einem der Klassiker der Philosophie des 20. Jahrhunderts avanciert ist, haben auch heute noch viele damit Schwierigkeiten. Es geht ihnen, wie Wittgensteins Studenten im Film: Sie finden es leichter, das Sprechen eines Löwen als dasjenige Wittgensteins zu verstehen.



Der Autor

Stefan Majetschak
ist Professor für
Philosophie an der
Universität Kassel
und Vizepräsident
der Internationalen
Ludwig Wittgenstein
Gesellschaft.

